Beilage zu No. 27, Jahrgang 24. 4. März 1904.

Nebraska
Staats-Anzeiger und Herold.

Jag' dein Glück...

Jag' dein Glück, das du zu Haus
Dir in Treu' geschmiedet hast,
Nicht durch Unbedacht hinaus,
Halt es hoch wie einen Gast!

Darfst nicht schelten, mußt es fein
Voller Ehren halten lieb;
Böses Wort, auch noch so klein,
Manchen werthen Gast vertrieb.

Sieh', es lacht in Freundlichkeit!
Freundlich gieb den Gruß zurück!
„Guten Morgen!" „Alle Zeit
Guten Tag, mein junges Glück!"

Nur eine Magd.

Erzählung von Eva Treu.

Eine Hochzeit so ganz ohne Sang und Klang, und die doch zugleich so viel von sich reden machte, hatte es in der kleinen dithmarsischen Stadt lange nicht gegeben: kein Polterabend, kein geputzter Festzug, kein großartiges Mahl — gar nichts, obgleich das Geld zu alledem überreichlich dagewesen wäre.

Der Bräutigam war ein Mann von mittleren Jahren. Er würde in seinem schwarzen Gehrock recht gut ausgesehen haben, wenn er gesunder gewesen wäre. Die Braut in ihrem einfachen schwarzen Seidenkleid mit Schleier und Kranz war auch nicht mehr ganz jung; aber sie hatte eine kräftig schlanke Figur, starkes, blondes Haar, und ehrliche, tiefblaue Augen.

Ruhig und sicher ging sie durch die gaffende Menge dahin.

Die Leute standen noch eine Weile umher. Es war auch ein wirklich aufregendes Ereigniß, daß ein wohlhabender „Börgerssöhn", noch dazu einer aus den alten Geschlechtern, eine „nakelnde Deenstdeern" vom Land heirathete. Schier unbegreiflich erschien es allen. Aber natürlich, Hinrich Wittmark war immer anders gewesen als andere Leute.

Seit einem halben Dutzend Jahren hauste er mit seiner alten Haushälterin und einem Dienstmädchen. Um die Dienstmädchen hatte er sich nie gekümmert; er war durchaus kein Schürzenjäger. Was mußte er sich denn nun in diese eine, letzte, die seit einem halben Jahr bei ihm gewesen war, verlieben!

Die Schwestern redeten auf den Mann ein. Ihnen wäre es ohnehin lieber gewesen, wenn er das Freien überhaupt gelassen hätte. Schon längst hatten sie ihn als Erbonkel für ihre Kinder betrachtet. Als der Bruder auf seinem Willen beharrte, suchte man auf das Mädchen einzuwirken. Das Schicksal hatte es aber gewollt, daß Stine Feldhusen ihren gütigen Brodherrn von ganzem Herzen lieb gewonnen hatte, lange, ehe er sie fragte, ob sie seine Frau werden wollte, und keine Ueberredungskünste konnten Stine Feldhusen überzeugen, daß sie nicht das Recht habe, eines Mannes Frau zu werden, der eben nur in ihr sein Glück sah.

Und so war es zugegangen, daß das Paar sich heute ohne viel Sang und Klang hatte trauen lassen.

Sie traten zusammen in das Haus. „Tritt über unsere Schwelle und sei gesegnet," sagte der Mann. Und Hand in Hand gingen sie durch alle Räume. Sie kannte ja alles. Hier war sie Magd gewesen und sollte nun Herrin sein. Nichts, gar nichts brachte sie selbst mit in ihre neue Heimath, als ein wenig einfaches Hausstandsleinen. Alles empfing sie aus der gütigen Hand des Mannes.

„Ich will dir eine gute Frau sein, Heinrich," sagte sie bloß und bot ihm die frischen Lippen zum Kuß.

Es war erstaunlich, wie bald sich die beiden auf sich selbst angewiesenen Menschen miteinander einlebten. Hinrich Wittmark hatte unter seiner Familie so lange vereinsamt dagestanden, daß er an seine Frau nur ganz bescheidene Ansprüche stellte. Aber froh bemerkte er, daß sie eine viel bessere Schulbildung besaß, als er gemeint hatte. Ihm machte es Freude, sie gelegentlich zu belehren, und sie lernte gern. Mit Ehrerbietung sah sie auf sein Wissen, mit Wohlgefallen er auf ihren natürlichen Mutterwitz.

Zuerst ließ man die beiden allein. Niemand wollte es mit der Familie verderben. Sie waren nicht gerade beliebt, die von der Wittmartsippe, aber sie waren einflußreich.

Doch fast unvermerkt geschah es, daß hier und da einer von den alten Freunden wieder zu Hinrich Wittmark ins Haus kam. Zuerst waren es nur die Männer. Dann kamen aus Neugierde nach und nach unter allerlei Vorwänden auch die Frauen. Bald wider ihren Willen merkten sie, daß es durchaus nicht schwer sei, mit der einstigen „Deenstdeern" zu verkehren.

Nur die Familie verharrte in verächtlicher Zurückhaltung. Mit Hinrich sprachen die Schwestern und Schwäger wohl gelegentlich, seine Frau blieb für sie der unebenbürtige Eindringling, über den man hinwegblickte. Zuerst nahm sie's schwer. Dann fand sie sich damit zurecht, nahm es auch dem Mann nicht übel, daß er trotzdem mit den Seinigen nicht ganz brach, sondern dann und wann zu den Schwestern hinging.

Nur eins fehlte ihnen beiden ein paar Jahre. Besonders Stine hätte gern Kinder gehabt. Manchmal war es doch recht still im Haus. Nach ein paar Jahren legte auch Stine Wittmark diesen Herzenswunsch still beiseite. Sie hatte den guten Mann. Es gab andere, die besaßen Kinder, aber der Mann taugte nichts.

Zehn Jahre lebten sie so friedlich und beglückt in ihrer kleinen Welt, da begann der Mann zu kränkeln. Allerlei kleinere und größere Gebrechen fingen an sich zu zeigen, und eines Tages, nachdem sich der Fünfzigjährige erkältet hatte, trat eine halbseitige Lähmung seines Körpers ein.

Der herbeigerufene Arzt zuckte mit den Schultern.

Von augenblicklicher Lebensgefahr sei nicht die Rede, der Patient könne bei guter Pflege noch monatelang leben, aber gesund — nein, gesund könne er niemals werden. Frau Wittmark möge sich eine Diakonissin ins Haus nehmen. Die Pflege sei beschwerlich, erfordere sehr viel Zeit und Geduld, und ihre eigenen Kräfte würden vielleicht erlahmen.

Stine Wittmark, die mit ihren vierzig Jahren immer noch eine sehr hübsche und stattliche Frau war, erröthete bis an ihr blondes Haar hinauf. „Das ist wohl nicht Ihr Ernst, Herr Doktor," sagte sie, den Kopf stolz emporhebend, als hätte man ihr eine Beleidigung zugefügt, „meinen Mann pflegen, das werde ich wohl noch selbst können."

Der Arzt sah sie an. „Es kann aber lange währen, Frau Wittmark."

„Das gebe Gott!" sagte die Frau und geleitete ihn zur Hausthür.

Oft in ihrer zehnjährigen Ehe hatte die Frau gewünscht, nicht gar so sehr immer die Nehmende zu sein. Hatte sie doch nichts mitgebracht als ihre ehrliche Zuneigung, ihren Fleiß und Ordnungssinn. Nun war die Reihe des Gebens an ihr. Hatte sie je „über ihr Verdienst und Würdigkeit" empfangen, wie sie meinte — jetzt vergalt sie zehnfach.

Von nun an war sie nur noch für den Mann auf der Welt.

Endlos zog sich das Leiden hin. Von Monaten hatte der Arzt gesprochen, es wurden Jahre daraus. Auf zehn Jahre des Glücks folgten neun Jahre der Krankheit. Dank der vorzüglichen Pflege schritt die Lähmung nur ganz langsam vorwärts.

Zuerst sprach man darüber in der kleinen Stadt, die ehemalige „nakelnde Deenstdeern" wurde von den „Börgern" längst nach Gebühr geschätzt. Ein paar Wochen lang war alle Welt des Lobes über die brave Frau voll. Nur die Schwestern schwiegen sich auch jetzt aus. Die älteste Schwester ließ sogar gelegentliche Bemerkungen fallen, Stine werde schon wissen, warum sie sich eben jetzt dem Mann so unentbehrlich mache. Später gewöhnte man sich daran, in der Frau nur noch eine Krankenpflegerin zu sehen.

Stine wurde alt, viel schneller, als es ihr die Natur vorgezeichnet hatte, und niemand merkte es. Doch — einer. Hinrich Wittmark sah es, und es grämte ihn.

Oft lag er und grübelte darüber, wie viel er ihr schulde. Sie sollte aber auch belohnt werden. Alles, was er an irdischen Gütern besaß, das sollte in ihre Hände fallen, wenn er starb. Was waren ihm die Geschwister? Immer hatten sie seinem Herzen ferngestanden, und sie hatten ja Geld über und über genug. Die Frau aber, seine gute, treue Stine, die besaß nichts, als was er ihr hinterlassen konnte. Von selbst konnte es ihr bei seinem Tode nicht zufallen; da sie kein Kind hatten, fiel, wenn er ohne Testament starb, seine ganze Habe an die Familie. Selbstverständlich sollte es nicht so sein, und so hatte er es gemeint von jenem Tage an, wo sie ihm angetraut wurde.

Stine hatte immer scheu abgewehrt, wenn er davon angefangen hatte.

Da trat etwas ein, was einen plötzlichen Wandel brachte. Die Lähmung fing auf einmal an, sich schnell und erheblich zu verschlimmern. Die Frau sah mit Schrecken, und der Arzt bestätigte es ihr, der Mann fühlte mit Deutlichkeit, es könne nicht mehr lange mit ihm dauern. Am nächsten Morgen ließ er den Notar kommen. Der hatte auf sich warten lassen, und der Kranke verging fast vor Ungeduld. Die Erregung brannte ihm aus den Augen.

Die Frau sah es mit Sorge. So war er noch nie gewesen. Sie blieb auch im Zimmer, während die beiden Männer verhandelten.

Viel zu reden gab es auch nicht. Hinrich Wittmark sagte kurz und bündig, wenn auch mit etwas schwerer Zunge, was er wollte, und warum es so geschehen sollte. Der Notar nickte dazu.

Der mitgebrachte Bureaugehilfe schrieb den kurzgefaßten Entwurf ab, es mußte alles seine Ordnung haben, und heftete das Papier umständlich mit schwarzweißem Seidenfaden zusammen. Wie langsam es Hinrich Wittmark alles zu gehen schien!

Fertig — also noch einmal vorlesen. War es nun so sein fester Wunsch und Wille? Der Notar legte das Papier vor ihn hin, tauchte die Feder ein und reichte sie dem Kranken zu, damit er unterschreibe. Mit zitternder Hand langte der Mann danach.

Und während er's that, als die dünnen Finger eben den Federhalter umschließen wollten, fiel die Hand plötzlich schlaff herab, durch den hilflosen Körper ging ein fliegendes Zittern. Der Kopf sank vornüber.

„Er ist ohnmächtig geworden," sagte der Notar, und Stine Wittwart sprang hinzu und bettete den Kranken sanft in die Kissen zurück.

Aber er war nicht ohnmächtig. Die hochgradige Aufregung, in der sich Hinrich Wittmark befand, hatte eine Herzlähmung herbeigeführt. Er war todt.

* * *

Als Hinrich Wittmark begraben wurde, folgte fast die ganze Stadt dem Sarg. Freilich, man hatte sich schon lange kaum mehr um ihn bekümmert. Aber er war doch einer der „Börger", da war es selbstverständlich, daß man „hinter der Leiche ging", wenn man etwas auf sich hielt. Die Familie vor allem war tief erschüttert. Man verdachte es der Wittwe, daß sie nicht nach althergebrachter Weise das Leichengefolge reichlich bewirthete und so eine Art Festlichkeit daraus machte, auch nicht mit auf den Kirchhof fuhr, wie es neuerdings für die Frauen aufgekommen war, sondern einsam im verödeten Haus zurückblieb, während die Glocken über die kleine Stadt hinläuteten.

Am nächsten Tage kamen die Schwäger, um nach dem Testament zu fragen. Und dann erfuhren sie, daß ein gültiges Testament überhaupt nicht vorhanden sei. Stine Wittmark machte kein Hehl daraus. Wozu? Sie konnte die fehlende Unterschrift ja doch nicht herbeischaffen. Die einen schüttelten den Kopf über eine solche Nachlässigkeit des Verstorbenen. Er „müsse nicht recht bei Trost gewesen sein", die andern über die Frau selbst, die „für ihren Kram hätte sorgen müssen". Es gab auch solche, die meinten, in der langen Krankheit werde die Frau sich schon vorgesehen haben, auch ohne Testament.

Die Familie theilte — nicht ohne Krieg im eigenen Lager — unter sich, was vorhanden war. Es war mehr als einst zur Zeit der Hochzeit, denn Stine Wittmark hatte gut gewirthschaftet. Dann bestellte die Familie ein großmächtiges Marmordenkmal für den Kirchhof und fühlte ihr Gewissen unbeschwert.

Die beraubte Frau wandte sich an den Notar, der das verunglückte Testament entworfen hatte, der zuckte mit den Schultern. Ein letzter Wille ohne Unterschrift war ein werthloser Lappen Papier. Ihm selbst war es leid.

Heimlich hinter Stine Wittmarks Rücken ging er zu den Schwestern, um ihnen die Sache vorzustellen. Sie blieben ungerührt. Recht müsse Recht bleiben; sie hätten es auf ihrer Seite. Hatten etwa sie die „Deenstdeern" aufgefordert, in die Familie einzutreten?

Am nächsten Tage erschienen zu Frau Stines großem Erstaunen die beiden Schwäger bei ihr. Sie sprachen erst vom Wetter und fragten endlich, wie beiläufig, ob die Schwägerin schon wisse, was sie künftig beginnen werde.

Nein, sie wußte es nicht.

Und da rückten sie dann endlich heraus mit ihrer eigentlichen Mission. Es seien beim Auftheilen tausend Thaler übrig geblieben, von denen man nicht recht wisse, wer sie haben soll, da hätte man denn gedacht — da Stine doch ohne Mittel sei — und beanspruchen könne sie ja gar nichts — und tausend Thaler seien doch ein ganz hübsches Stück Geld — und kurz und gut, sie kämen, um ihr die tausend Thaler anzubieten.

Die Frau hörte ihnen zu, bis sie zu Ende waren, dann stand sie auf. Stolz und vornehm sah sie aus, sie, die einst Magd gewesen war, viel, viel vornehmer als die beiden Männer mit den vollen Geldsäcken, und unter ihren weißen Haaren blitzten die blauen Augen.

„Danke," sagte sie, und es lag eine schneidende Verachtung in ihrer Stimme, „das Almosengeben möchte euch arm machen!" Und ohne ein weiteres Wort wandte sie ihnen den Rücken und verließ das Zimmer.

Ein paar Tage darauf hatte Stine Wittmark eine Stellung als Haushälterin angenommen. Sie „diente" wieder.

Wer hat recht?

Der kleine Karl: „Tante Erna, sag, kann ein Goldfisch auch eine Gans sein?"

Tante: „Aber Kind, das ist ja nicht möglich, wie kannst Du nur so dumm fragen?"

Karl: „Ja, aber der Vetter sagte, Du bist ein Goldfisch, und die Mama sagt immer, Du bist eine Gans."

Rache ist süß.

Eine Schafgeschichte v. Lina Leidl.

Der Jakl, der ist Schäfer in Wollberg gewesen. Weil aber dorten fast gar keine Gelegenheit zum Weiden gewesen ist, darum hat er seine Schafe jedesmal über Grasheim nach Beißhausen getrieben zur Atzung. Lang, jahrelang schon hat der Jakl dies immer so gehalten und kein einziger Mensch hat ihm bis dato was in den Weg gelegt dagegen. — Da, auf einmal hat die Gemeinde Grasheim eine öffentliche Bekanntmachung erlassen, laut welcher von nun ab das Weiden von fremden Schafen im Grasheimer Bezirk bei Strafe verboten sei. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hat den Schäfer diese Verordnung getroffen. Wie sollte er denn jetzt nach Beißhausen kommen? Er kann doch seine 300 Schafe nicht eins nach dem andern auf der Achsel durch Grasheimer Gemarkung tragen! Außerdem hätte er einen stundenweiten Umweg machen müssen, und das hat er doch auch nicht gut thun können, schon nicht wegen der bedeutenden Zeitversäumniß. Da wäre es ja an den Tagen, wo die Schafe nicht gleich direkt über Nacht im Pferch draußen geblieben sind, gar nicht der Mühe werth, daß er sie fortgetrieben hätte.

Ah was da! Gar so aus wirds auch nicht gleich sein! Keine einzige Suppe wird so heiß gegessen, wie sie gekocht wird. Er probirts doch noch einmal und treibt durch das verbotene Terrain! Wenn die Grasheimer einen Verstand haben thäten, nachher hätten sie das saudumme Verbot überhaupt gar nicht gemacht; weil sie sich doch grad selber im Licht umgehen damit. Oder hat leicht wer einen Schaden gehabt von seinen Schafen? Dies hat gewiß Niemand behaupten können. Er, der Jakl, hat es noch niemals geduldet, daß die Viecher auch nur einen einzigen, noch so kleinwinzigen Grashalm abgefressen haben, wenn er durch Grasheimer Bezirk getrieben hat. Und wann es wirklich ausnahmsweise dann und wann einmal vorgekommen ist, daß er die Herde auf einem Brachacker ein wenig rasten hat lassen, so haben die Thiere sicherlich nichts verdorben. Im Gegentheil, der betreffende Bauer hat davon den größten Nutzen gehabt, weil durch den Schafdünger auf dem abgehüteten Feld das nächste Jahr akurat nochmal so viel wie sonst gewachsen ist. Von rechtswegen wären ihm also die Grasheimer Bauern einen Dank schuldig gewesen. Aber freilich hat er einen kriegt, einen schönen Dank! — Kaum, daß er nämlich das erste Mal das Verbot übertreten hatte, hat er auch schon einen Strafzettel in Händen gehabt. Und weil er sich selbstverständlich geweigert hat, die zehn Mark zu bezahlen, so ist die Sache vor's Gericht gekommen.

Der Jakl hat gemeint, er kanns nicht glauben, daß er die Strafe wirklich bezahlen muß. —

„Gnaden Herr Landrichter!" hat er unter anderem in seiner Vertheidigungsrede gesagt, „es gibt doch noch eine Schafgerechtigkeit und nach der muß ich freigesprochen werden!"

Ja, eben diese Schafgerechtigkeit oder Gerechtsame hatte die Gemeinde Grasheim abgelöst. Es blieb also bei der ursprünglichen Strafe. — Kreuz, Himmel . . . ! Hat der Jakl einen Zorn gehabt! Gleich anpacken hätte er sie können, die Herren vom Gericht und beuteln, so lang, bis ihnen der Schnaufer ausgeblieben wär' . . .

Noch den allermeisten Zorn hat der Verurtheilte gegen den Tremmelbauer von Grasheim, der als Schöffe fungirt hat, gehabt.

Wenn der nicht seinen Tatt so fest dreingegeben hätte, nachher hätte es vielleicht sein können, daß er doch freigegangen wäre. Aber der hat, wie der Richter noch so halb und halb schwankend gewesen ist, mit seiner speckigen, bierkäßigen Stimme gesagt: „In unserer Gemarkung ist nur einem Gemeinde ansässigen das Weiden erlaubt. Kein fremder Schäfer kommt uns nimmer über die Grenze! Wenn der Jakl seine Schaf nach Beißhausen treiben will, nachher muß er's halt um Grasheim umtreiben. Zwegen dem bißl Umweg reißt es auch nix mehr raus."

„Dies wär mir ein schönes bißl!" hat sich da der Jakl entrüstet. „Fünf Stunden machts aus, g'schlagene fünf Stunden hin und zurück! Betrachts es Euch nur grad selber, was dies für eine Zeitversäumniß ist!" Allein der hartherzige Schöffe war nicht geneigt, hierüber Betrachtungen anzustellen.

„Ein solcher Mensch, der sich gegen die Obrigkeit verfehlt, der muß auch gestraft werden für dies!" hat er aufs bestimmteste entschieden. Und überhaupt ist's wegen den zehn Markln gar nit werth, daß man redet. Ein Mensch, der so gut g'stellt ist, wie der Schäfer Jakl, der kanns leicht zahlen!

Um's Geld ist's dem Jakl auch gar nicht zu thun gewesen. Er hätte gern hundert Mark Strafe bezahlt, wenn er sich dadurch das alte Recht wieder erkaufen hätte können. Aber das Verbot, das ist leider nach wie vor bestehen geblieben. Das Verbot, das nur vom Neid diktirt worden ist, vom puren Neid! Denn dies hat der Jakl schon lang alleweil gespannt, daß es ihm die Grasheimer Bauern schier gar nicht vergönnen haben können, daß er sich mit seiner Schäferei schon so ein schönes Geld verdient hat. Na ja — es ist ihnen nicht geschenkt, daß sie ihn jetzt auf einmal so „hunzen". Sie haben ihms nicht umsonst naufgehauen die Straf, dies brauchen sie sich gar nicht einbilden. — Rache, blutige Rache schwört der Jakl den Grasheimern, und daß dieses Gefühl nicht mit der Zeit wieder abgekühlt ist, dafür haben schon die näheren Umstände gesorgt. —

Herrschaftsaxen, hat der Schäfer jetzt eine Last und eine Arbeit gehabt! Nicht und nicht hat er es den Thieren beizubringen gewußt, daß sie nimmer den altgewohnten, vertrauten Weg, Grasheim zu, gehen dürften. Besonders mit dem Leithammel, mit dem hat er noch das allergrößte G'frett' gehabt. Dem hat es gar nicht in seinen harten Schafskopf neingehen wollen, daß er jetzt auf einmal seine Schafe einen ganz neuen, fremden Weg führen soll und nimmer beim Wuzibauernhof, der hart an der Grenze zwischen Wollberg und Grasheim gestanden hat, vorbei darf.

Leicht ein halbes Dutzend Löcher hat ihm der Schäferhund bei seinen unermüdlichen Versuchen, ihn zur Vernunft zu bringen, schon in die Füße und in den Schwanz gebissen — allemal hat er wieder ausreißen und den verbotenen Weg gehen wollen. Grad ists gewesen, als wie wenn den Leithammel irgend eine geheimnißvolle Macht nach dem Wuzibauernhof gezogen hätte. Und schon von jeher war dies so gewesen. Kaum, daß die Thiere aus dem Stall rausgelassen waren, ist der Leithammel in einem Galopp davongerannt, die Schafe hinterher, bis zum Wuzibauerhof. Vor diesem ist er dann wie auf Kommando stehen geblieben und hat laut und vernehmlich geblökt. Erst einmal, dann zweimal, und das drittemal blökten dann sämmtliche Schafe im Chorus mit; gleichsam als wollten sie hier ein Ständchen halten. Und jedesmal erschien dann die Wuzibäuerin unter der Hofthür und entbot dem Leithammel ihren Willkomm. Gleich einem russischen Großwürdenträger wurde er von ihr empfangen: mit Brod und Salz. „Ich hab halt das Vieh zum Fressen gern!" hat die Wuzibäuerin einmal übers anderemal mit einem schmachtenden Blick aus ihren wasserblauen Aeugerln zum Jakl gesagt. Diesen hat die Anschmachterei im großen Ganzen ziemlich kalt gelassen. Fürs erste ist es ihm noch niemals in den Sinn gekommen, daß er sein schönes Junggesellenleben aufgeben wollte, und fürs zweite wären solch alte, zaundürre Weiber, wie die Wuzibäuerin eins gewesen ist, erst recht nicht sein Gusto gewesen. Dafür aber beruhte beim Leithammel die Sympathie auf Gegenseitigkeit. Er beschnupperte und beleckte die rungeligen Hände seiner Gönnerin noch lange, nachdem er sie schon immer leergefressen hatte; gab ihr auch ab und zu mal einen dankbaren Puff mit seinen stumpfen, schwarzgrauen Hörnern oder bezeugte seine Freude über die herzliche Bewirthung durch herausforderndes Stampfen mit den Vorderbeinen.

Durch die grausame, ortspolizeiliche Verfügung nun wurde auch die Wuzibäuerin hart betroffen, indem sie dadurch um ihr Schäferstündchen gebracht wurde, das ihr immer eine liebe Abwechslung und Erholung war. Sie ist ohnehin nicht zu beneiden gewesen, schon seit sieben Jahren hat sie als Wittib die Bewirthschaftung ihres großen Anwesens ganz allein über sich gehabt. Nicht daß sie nun keinen mehr gekriegt hätte zum Heirathen; im Gegentheil, der schönste Wuzibauernhof hätte gar Manchem in die Augen gestochen. Aber die Eigenthümerin vom Hofe ist, obwohl sie gewiß am allerwenigsten Berechtigung dazu gehabt hat, hübsch wählerisch gewesen. Die meiste Aussicht hatte nach dem Schäfer-Jakl der gleich der Wuzibäuerein schon lange verwittwe Tremmelbauer. — — —

Einsam und verlassen sitzt der Schäfer-Jakl auf weiter Flur inmitten seiner Heerde und brütete über Rachegedanken. Das ist die letzte Zeit her seine Lieblingsbeschäftigung und bildet den Inhalt seines Lebens. Von Zeit zu Zeit gibt er seinen schwarzen Gedanken Ausdruck, indem er vor sich hinbrummelt:

Wenn er nur einmal etwas erfinden könnte, womit er die Grasheimer recht empfindlich träfe! Tag und Nacht sinnirt und grübelt er da drüber nach.

Aus dem düsteren grauen Morgennebel, der über das weitausgedehnete Feld aufsteigt; aus dem Qualm seines kurzen Pfeifenstummels; aus dem Dampf der heißen Erdäpfelsuppe, ja sogar aus dem Schaum des frischgefüllten Maßkruges — überall winkt und lockt es ihm entgegen: „Rache ist süß."

Da — auf einmal, wie er grad wieder unterm schönsten Sinniren ist, kommt dem Jakl ein Einfall — ein Einfall, über den er laut auflachen muß.

Wie wär's denn, wenn er die Wuzibäuerin heirathen thät? Könnte er da nicht auf die allerbeste Art und Manier seine Rache ausüben? An den Grasheimern im allgemeinen und an dem Tremmelbauern im besonderen? Denn wenn er Wuzibauer wird, dann ist er Ortseingesessener und dann kann ihms kein Mensch mehr verbieten, seine Schafe auf Grasheimer Gemarkung weiden zu lassen. Hahaha! Da müßten die weiter keinen Gift einfressen! Und der Tremmelbauer, der thät eh meinen, er müßt grad platzen vor lauter Zorn, wenn er ihm die vortheilhafte Partie vor der Nase wegschnappen thät.

Darüber, daß die Wuzibäuerein ihn, den Jakl, abweisen würde, braucht er sich keinen Kummer zu machen, da hätte er ja ein Brettl vorm Hirn haben müssen, wenn ers nicht schon längst gespannt hätte, wie sie auf ihn versessen gewesen sei.

Denn erstens ist er ein fescher Kerl und zweitens hat er Grips im Schädel.

Nein, er wurde nicht abgewiesen. Mit offenen Armen hat die Wuzibäuerin den Heißgeliebten aufgenommen, und ihm dadurch die so lang ersehnte Gelegenheit gegeben, seine Rache befriedigen zu können.

Später freilich, als der Jakl einmal Wuzibauer gewesen ist, da hat er von Tag zu Tag mehr einsehen gelernt, daß die Rache doch nicht so süß ist, wie er sich's alleweil eingebildet hat, denn seine Bäuerin hat sich redlich bemüht, ihm das Leben so sauer wie möglich zu machen.

Sein letzter Scherz.

Charles Browne, besser bekannt unter seinem Pseudonym Artemus Ward, der berühmte amerikanische Humorist, starb im Jahre 1867 in Southampton in England, wohin er sich seines Lungenleidens wegen begeben hatte. In London war er mit dem englischen Dramatiker Thomas Robertson bekannt und befreundet geworden, und dieser war es, der den Humoristen bis zu seinem Tode wie ein Bruder gepflegt hatte.

Am letzten Lebenstage Wards saß Robertson wie täglich am Bette des Freundes, und als es für den Kranken an der Zeit war, seine Medizin einzunehmen, füllte er ihm dieselbe ein und reichte sie ihm zu.

Aber Ward wendete sich schaudernd ab und sagte: „Ich kann das abscheuliche Zeug nicht einnehmen."

„Nehmen Sie sie nur, alter Freund," nöthigte Robertson; „sie schmeckt auch gar nicht so schlecht."

„Das sagen Sie, weil Sie keine zu schlucken brauchen."

„O nein, ich bin bereit, einen Löffel mit Ihnen zu nehmen."

„Wirklich? Robertson, würden Sie das thun?" fragte der kranke Humorist, lebhaft die Hand des Freundes ergreifend.

„Auf mein Wort!" versicherte Robertson.

„Nun, dann schlucken Sie zuerst."

Robertson leerte in der That den Löffel, obgleich die Medizin abscheulich schmeckte.

Ward lachte laut auf und rief: „Wohl bekomm's Ihnen! Ich danke Ihnen wirklich von Herzen, daß Sie meine Medizin geschluckt haben. Ich brauche keine mehr."

Dies war des Humoristen letzter Scherz, denn wenige Stunden darauf verschied er.

Zurückgegeben.

Bessie: „Du solltest Deinen eigenen Angelegenheiten mehr Aufmerksamkeit schenken."

Lizzie: „Das ist wohl überflüssig, meine Theure, solange Du Dich derart eingehend um sie bekümmerst."

Unter Hochdruck.

„Er sagt, der Aufschwung seines Geschäftes wäre hauptsächlich seiner Frau zuzuschreiben."

„Glaub's gerne. Die großen Ansprüche, welche sie macht, nöthigten ihn unbedingt, mehr Geld zu verdienen."

Zur Unzeit.

„Wer ist der Mann, der uns da eben mitten im Winter erzählt, er habe ein Mittel zur Ausrottung der Moskitos entdeckt?"

„Das ist derselbe, welcher sich letzten Juli so sehr freute, daß er ein billiges Surrogat für Kohle erfunden."

Bleibender Eindruck.

Mäcen: „Was, die Sachen, die ich Ihnen für ein Stillleben sandte, haben Sie sofort aufgezehrt . . . . wie wollen Sie denn nun das Bild anfertigen?"

Maler: „Aus dem Gedächtniß . . . . solch einen reizenden Anblick, wie der war, vergesse ich nie!"

Nach dem Gewicht.

„Schrecklich", seufzte der Dünne, welcher von einem ungewöhnlich korpulenten Mann in eine Ecke der Trolleycar eingezwängt wurde, „die Straßenbahngesellschaft sollte das Fahrgeld eigentlich nach dem Gewicht berechnen."

„Meinen Sie?" entgegnete der Dicke. „Dann würde es kaum der Mühe werth sein, die Car für Sie halten zu lassen."